

IM GLÜCK STATT ANDERSWO

Acht Miniaturen

Eine Hommage an R. Gernhardt

© SIMONE REGINA ADAMS

Zum Trost: Glück strengt
genauso an wie Unglück.
Robert Musil

Wiederssehen

Vorfreude. Mit dem Rad fahre ich in Schlangenlinien durch den Park, durchs satte Grün. Der ganze Tag ist durchstrahlt von Vorfreude. Und dann bist du wirklich da. Ich sage: Du bist ja echt. Es gibt dich ja wirklich. Als hätte ich es schon nicht mehr geglaubt. Ja, sagst du. Es gibt uns.

Erste, zarte Berührungen. Mit deinem Sechs-Tage-Bart siehst du unvertraut aus. Erzählen, miteinander essen, eine Brücke schlagen. Die entstandene Distanz überbrücken. Ich in deinem Arm, schön und nah, und dennoch bleibt eine Vorsicht. Oder vielleicht ein Echo alten Alleinseins. Wir erzählen uns von den Dingen, die wir ohne einander erlebt haben. Wenn du weg bist, esse ich nur das Nötigste. Ich erzähle dir davon. Und höre dabei meine eigene, kritische innere Stimme, die mir sagt: Ich sollte auch alleine zurechtkommen. Mich besser pflegen, besser versorgen können. – Sie soll verschwinden! Es schmeckt mir halt nicht, wenn du nicht da bist. Sie sagt mir auch: Ich hätte den Rasen mähen sollen. Ich sollte das ebenso können wie du. Doch du hast schon die alte Jeans angezogen, holst den Rasenmäher

aus dem Schuppen, er beginnt zu knattern und zu lärmen, ich sehe dir vom Fenster aus zu.

Später, auf dem Sofa. Dein Kopf auf meiner Brust. So nah. Herzüberflutend. Eine Berührung auf meinem Oberschenkel, der Druck einer kleinen Pfote. Die Katze, die sich angeschlichen hat. Wie immer, wenn wir auf dem Sofa liegen: Erst eine Pfote, die den Untergrund prüft. Wie eine Frage. Zwei Pfoten. Dann vier. Sie wandern hierhin und dorthin.

Schließlich liegt die Katze zwischen uns. In unserer Mitte.

Erst am nächsten Morgen sehe ich: Kunstvoll hast du beim Rasenmähen um die Gänseblümchen herum gemäht. Nun stehen sie da, Blümcheninseln im Gräsermeer.

Die Katze

Auf ihrem Platz am Fenster: die Katze. Wie sie da liegt. Wie hingegossen. Wie sich ihr Pelz mit jedem Ein- und Ausatmen hebt und senkt. Manchmal unterbricht ein tieferer Atemzug den Rhythmus – ein langer, schwerer, bedeutungsvoller Seufzer, der mich ebenso tief atmen lässt.

Wie lange sie so liegen und dösen kann. Bis sie schließlich die Vorderpfoten ausstreckt, gähnt, sich räkelt, aufspringt. Hierhin und dorthin läuft. Wie sie auf dem Teppich hockt, zu dir hochschaut – sie scheint noch un schlüssig zu sein. Sie putzt sich erst einmal. Und kommt dann näher, springt auf deinen Schoß.

Von dort aus sieht sie herüber zu mir. Sie zögert.

Auch wenn du dein Buch nun höher hältst, damit sie sich bequem auf deinem Schoß niederlassen kann: meine sich über die Länge des Sofas erstreckende Körperlandschaft, bedeckt von der großen, weichen Woldecke, scheint dann doch attraktiver. Du hast deine Füße hochgelegt, zu mir aufs Sofa, und die Katze nutzt deine Beine wie einen Steg, um herüberzukommen. Dann läuft sie auf mir herum, um sich letztlich auf Höhe meines Bauches hinzulegen. Sie schnauft.

So geht das Abend für Abend.

Auch heute Abend, sie sitzt auf dem Teppich, putzt sich, kommt wie beiläufig an uns vorbei, bis zum Sessel, auf dem du sitzt. Sie springt zu dir hoch. Doch diesmal fehlt die Brücke, der Steg ist nicht da, deine Füße sind noch auf dem Boden, noch hast du sie nicht zu mir herübergestreckt.

Die Katze schaut verwirrt, etwas unwillig, sie hält inne – dann setzt sie an zu einem leichten, eleganten Sprung. Sie landet auf dem Sofa. Auf mir. Auf meinem Bauch. Ich ächze. Sie lässt sich nieder, ich halte eine Pfote in meinen Fingern. Die Tatzen sind weich und weiß, die Ballen hellrosa.

Glück.

Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn die Katze jedes Mal bei ihrem Gang durch die Wohnung rosafarbene Abdrücke hinterlassen würde. Quer durchs Wohnzimmer und bis zur Küchenzeile: Dort eine so dichte Ansammlung rosafarbener Spuren, dass die einzelnen Abdrücke nicht mehr unterscheidbar wären,

dort, wo sie immer hin- und herläuft, so lange, bis du ihr Futter – über der Spüle – endlich geöffnet hast.

Rosafarbene Abdrücke auf dem Weg bis zur Futterschüssel.

Jede Menge Abdrücke die Treppe hinauf, rosa Tatzen in allen Zimmern, auf allen Liegeplätzen, im Bad, auf der Waschmaschine, von wo aus sie einen idealen Blick durchs Fenster hinunter zum Gehweg hat.

Tatzenabdrücke im Flur, die Treppe wieder hinunter. Abdrücke auf der Küchenanrichte, verbotenerweise, sie läuft dort bisweilen herum, wenn wir im Bett liegen und sie glaubt, dass wir es nicht bemerken (die stehengebliebene, offene Butterdose hat sie einmal verraten, oder vielmehr die Spuren ihrer kleinen scharfen Zähne in der weichen Butter, am nächsten Morgen).

Abdrücke auf uns beiden, wann immer sie es sich auf dir oder mir bequem gemacht hat.

Tatzenabdrücke bis zur Terrassentür, die im Moment nicht offen ist; es ist kalt, es ist längst dunkel geworden. Noch kann ich mir nicht vorstellen, wie morgen die Welt da draußen, jenseits der Terrassentür, mit all den Tatzenabdrücken aussehen wird.

Zuhause-Sein

Am Abend, in der Meditation: Verwirrung. Wieder einmal denke ich nach über das Zuhause-Sein. Das innere Zuhause-Sein. Was immer das heißen mag. In-mir-zuhause-sein, was bedeutet das?

Fang ich halt einfach an. Einatmen und Ausatmen. Zumindest der Atem geht ja schon mal in mein Inneres. Und wieder in die Welt hinaus. Zuhause, das spüre ich, zuhause fühle ich mich in der Geborgenheit unserer Liebe; aber da gibt es natürlich gleich wieder die altbekannte, kritische Stimme, die mir sagt, ich sollte doch in mir selbst zuhause sein und nicht bei einem anderen Menschen; auch nicht bei dir.

Bis mir eine Wendung einfällt, mit der es sich plötzlich richtig anfühlt: Zuhause, überlege ich, bin ich in meiner Liebesfähigkeit. Dass ich in der Lage bin, zu lieben; dass der Mut, die Offenheit, das Vertrauen, dass die Kraft zu lieben wieder oder vielmehr ganz neu da ist, und dass ich damit bei mir bin – das ist Zuhause. Aber jetzt sollte ich nicht nachdenken. Jetzt ist Meditation. Einatmen. Ausatmen.

Am nächsten Morgen sitze ich am Schreibtisch, lese eine Mail, von einem Hotel in Frankfurt, in dem ich ein – sehr günstiges – Zimmer für eine Nacht gebucht habe: *Noch zwei Tage bis zu Ihrer Ankunft*, steht da. *Wir können es kaum erwarten!*

Es ist eine Hotelkette mit nahezu identischen Häusern in fast allen größeren Städten Deutschlands. In keinem davon habe ich

je übernachtet. Es gibt (ich sehe nach) einhundertzwanzig Zimmer in diesem Hotel, in dem man nun meine Ankunft *kaum erwarten* kann. Ich stelle mir vor, dort anzureisen, mit ausgebreiteten Armen in der Hotellobby zu erscheinen, den Angestellten entgegenzueilen: *Hallo! Da bin ich! Endlich! Ich konnte es ebenfalls kaum erwarten!*

Beim Kaffeetrinken erzähle dir davon. Du lachst.

Zwei Tage später komme ich also in Frankfurt an. Man begrüßt mich freundlich, aber durchaus distanziert. Das Zimmer ist schlicht und zweckmäßig eingerichtet. Ich bin zufrieden, schließlich bin ich dort nur zum Übernachten, nach dem Frühstück checke ich schon wieder aus.

Als ich wieder Zuhause bin, die Tür aufschließe, die Reisetasche abstelle und die Treppe hinaufrufe: *Hallo! Da bin ich!*, kommst du heruntergelaufen und strahlst mich an: *Endlich! Ich konnte es kaum erwarten!*

Wenn ich tot bin

Der Sohn meiner Freundin geht bald in die Schule. Stolz zeigt er mir den Ranzen, den er jetzt schon bekommen hat: Alles muss gemeinsam begutachtet werden, die wildgemusterte vordere Klappe, das Innere, die Seitenfächer. Schnallen und Reissverschlüsse werden geöffnet und wieder geschlossen, auch den dazugehörenden Turnbeutel darf ich bewundern.

Bald ist also der große Tag. Genau genommen sind es *zwei* große Tage: Der erste, an dem ihn seine Eltern zur Schule bringen und dort zusammen mit all den anderen Erstklässlern und deren Eltern begrüßt werden. Und, noch wichtiger, der zweite Tag, an dem er dann zum ersten Mal ohne elterlichen Beistand in der Klasse sitzen wird. Dieser zweite Tag ist auch *der* Tag, an dem er zum ersten Mal mit mir Motorrad fahren darf.

Dabei besitze ich gar kein Motorrad. Es ist ein Roller, der kaum 50 km/h schafft – bergab, wenn ich alleine fahre und noch keine Einkäufe unterm Sitz verstaut habe. Aber nur das Wort „Motorrad“ zaubert einen solchen Glanz in die Augen eines sechsjährigen Jungen.

Ich werde an diesem Tag vor der Schule anhalten und dort auf ihn warten, so dass seine Klassenkameraden es sehen können, wenn er sich lässig auf die Maschine schwingt. Nun gut, ich muss ein bisschen nachhelfen und ihn hinaufheben, aber das fällt in dem Kindergewimmel nicht weiter auf. Dann muss

ich ihn überreden, die dicke Mütze anzuziehen, die ich mitgebracht habe, damit der Helm darüber einigermaßen auf seinem Kopf hält. Natürlich wäre ihm die *easy-rider*-Version ohne Helm viel lieber, aber die kann ich ihm in unserem Wohnviertel leider nicht bieten. Wohlmeinende Mütter (nicht seine eigene, aber die der anderen Kinder) würden mich lynchen.

Wir brausen lässig los, fahren einmal ums Schulgebäude herum. Er schafft es dabei sogar, seine Arme, mit denen er mich bis jetzt fest umklammert hielt, kurz zu lösen und seinen neuen Freunden im Davonfahren zuzuwinken.

Das alles weiß ich im Voraus – und ich weiß es nur deshalb so genau, weil ich schon seinen großen Bruder nach seinem ersten *richtigen* Schultag abgeholt habe. Das war vor zwei Jahren. Das ist meine pädagogische Ambition: Ich male mir aus, wie das Frauenbild, mit dem diese Kinder heranwachsen werden, sich auf ewig mit dem Geknattere und dem Spritgeruch eines Motorrollers vermischt.

Er, der jüngere, und wie ich glaube, sensiblere der beiden Geschwister, scheint jedoch gerade mit etwas anderem beschäftigt zu sein. Er ist still geworden. Er sieht nachdenklich aus.

Nachdem er den Ranzen wieder neben das Kopfende seines Bettes gestellt hat – damit er ihn abends vor dem Einschlafen und morgens, gleich nach dem Aufwachen, anschauen kann –, kommt er zu mir und fragt: „Du ...?“

„Ja?“

„Wenn du tot bist – kann ich dann dein Motorrad haben?“

Seine Mutter, die gerade einen Kaffee für uns aufsetzen wollte, kommt eilends herüber und verwickelt ihn in ein Gespräch über die Schultüte, die sie mit ihm basteln möchte, und gibt mir somit Zeit, über eine Antwort nachzudenken.

Er meint es nicht böse. Als ich in seinem Alter war, nahm meine Mutter mich oft mit zu meiner Oma; und während die Erwachsenen Kaffee tranken, Kuchen aßen und redeten, hatte ich viel Zeit, mir vorzustellen, wie ich dieses kleine alte Haus umgestalten würde. Der Wandschrank in der Küche bot sich geradezu an als Puppenhaus. Auf der Treppe sollten meiner Ansicht nach Gläser voller Gänseblümchen stehen. Die Nische im Flur wäre ein wunderbarer Platz für meinen Teddybären. Und auf den Fensterbänken sollten unbedingt Polster und Kissen liegen. Viele Kissen.

In meinen Tagträumen gehörte mir das Haus. Mir allein. Wenig später begann ich, Pippi Langstrumpf zu lesen, was meine Gestaltungswünsche nur noch konkreter werden ließ. Für mich war meine Oma in diesen Zeiten gestorben. Natürlich wünschte ich ihr nicht *wirklich* den Tod. Sie sollte bloß nicht länger als Hindernis zwischen mir und dem ersehnten eigenen Häuschen stehen.

Und nun stehe ich selbst selbst da, als Hindernis zwischen einem Sechsjährigen und seinen begehrlchen Wünschen. Vor dem Cäsarenmord sind auch motorisierte Frauen und Großmütter nicht gefeit.

Am zweiten Schultag warte ich, wie versprochen, vor dem Schultor. Da sehe ich ihn schon, er kommt mir entgegen-

gelaufen: ein kleiner Junge mit klapperndem Ranzen. Wir knattern davon, und eigens für ihn fahre ich kurvenreiche Straßen, hinauf und hinab, dann auf langen, gerade Strecken, jetzt drückt er mich fest und mit beiden Armen, immer wieder, *schneller!, schneller!* soll das bedeuten.

Bis ich ihn am späten Nachmittag zuhause absetze. Seine Augen leuchten. Er ist erschöpft. Und glücklich. Und will bald wieder mit mir fahren.

Mit jeder Fahrt wächst seine Begeisterung. Manchmal wird mir ein wenig unwohl dabei. Auch du, mein Sohn?

Als wir wieder einmal eine unserer Touren beendet haben, sehe ich, wie der Nachbar meiner Freundin von seinem Motorrad steigt. Im Gehen öffnet er die schwere Lederjacke und verschwindet im Haus. Die Maschine steht vor uns. Schwarz, chromglänzend, neu.

„Schau“, sage ich, und nehme meinem kleinen Brutus den alten Helm und die Wollmütze ab. „Das ist aber mal ein richtig tolles Motorrad! Nicht wahr?“

Er nickt.

Er ist sprachlos.

Mir ist es recht. Der Nachbar – ich kenne ihn flüchtig, ich begegne ihm ab und zu im Treppenhaus – ist schließlich deutlich älter als ich. Und, soweit ich weiß, alleinstehend.

Personen

Morgens, zu zweit mit dem ersten Kaffee auf dem Sofa. Die große Bühne da draußen: Die Meisen, die die Futterringe entdeckt haben, Kerne herauspicken, mit flinken, geschickten, ruckartigen Kopfbewegungen. Die Amseln, die herbeifliegen, Platzhirsche im Vergleich zu den kleinen Meisen, denen sie nun die Plätze streitig machen. Doch noch gibt es genügend Körner für alle. Man arrangiert sich.

Mein Kopf an deiner Schulter. Wir sitzen und schweigen. Unterm Heizkörper, auf dem Holzboden, liegt etwas Schwarzes, wie eine überdimensionale Staubfluse – etwas, das gestern Abend noch nicht da war.

„Da ist jemand gestorben“, sagst du.

Stimmt. Wahrscheinlich eine Stubenfliege. Ich muss an Horton, den Elefanten, aus dem Gedicht von Dr. Seuss denken; Horton, der ein im Wind herumfliegendes Staubkorn entdeckt – und die winzigen Wesen, die auf diesem Staubkorn leben. Sie sind zu klein, als dass man sie sehen könnte, auch Horton kann sie lediglich *hören*, und auch das kann er nur, weil er so große Ohren hat. Elefantenohren halt. Horton will die kleinen Wesen retten und beschützen, denn, so heißt es in dem Gedicht immer wieder: *A person's a person, no matter how small.*

So klingt es für mich, wenn du nicht etwa sagst: Auf dem Boden liegt eine tote Fliege, sondern: Da ist jemand gestorben.

Nun siehst du auf die Uhr, du musst los – du stehst auf, stellst deine Tasse in die Spüle, packst deine Siebensachen, verabschiedest dich mit einem Kuss von mir.

Später, nachdem ich dieses und jenes am Schreibtisch erledigt habe und noch ein wenig saubermachen will, fällt mein Blick wieder auf die Stelle unter dem Heizkörper. Ich hebe das kleine Wesen vom Boden. Es ist, oder vielmehr war, eine Biene. Eine ziemlich kleine. Wohl eine Wildbiene. Hübsch, in ihrem samtig braunen Pelz.

Eine Person kann man nicht einfach wegstaubsaugen. Ich werde sie draußen unterm Lavendel beerdigen.

Kälte

Es ist kalt geworden. Sehr kalt. Ich muss trotzdem raus. In die Stadt. Ich will nicht. Ich packe mich ein: Strumpfhose, Wollsocken, die dicke Hose. Pulli, Weste, Winterjacke, Schal und Mütze. Ich kann mich kaum noch bewegen. Und friere trotzdem. Wie ich mit all dem Zeug aussehe, ist mir längst egal.

Ich friere.

Niemals hätte ich früher, als Schülerin, als Studentin, eine solche Steppjacke angezogen. Oder so dicke, unförmige Stiefel. Immer war ich in Jeans oder kurzem Rock unterwegs, im Sommer wie im Winter. Mit leichten Oberteilen. Ich trug schicke, schmale, dünn besohlte Schuhe. Ich zitterte zwar, wenn ich an der Bushaltestelle stand, trat dabei von einem Fuss auf den anderen, aber nie wäre ich auf die Idee gekommen, mich wärmer – also furchtbar unvorteilhaft, davon war ich überzeugt – anzuziehen.

Es ist kalt. Klar. Ist ja auch Dezember. Ich nehme das Rad, damit bin ich in diesem Vorweihnachtsgetümmel immer noch schneller als mit dem Auto oder der Straßenbahn.

Die Handschuhe sind so dick, dass es schwierig ist, an der Kreuzung zu bremsen, weil ich die Finger darin kaum krümmen kann. Die Dinger wärmen dennoch – oder gerade deshalb? – kein bisschen. Die Mütze verrutscht. Ich friere an den Ohren. An den Ärmeln, an den Hosenbeinen, am Kragen der Jacke – überall gibt es noch ungeschützte Stellen, an denen die Kälte

hineinkriecht und mich angreift. Tatsächlich fühle ich mich von dieser Kälte, was sonst eigentlich selten geschieht, persönlich angegriffen. Sonst hadere ich doch auch nicht derart mit der Natur.

Der heftige, stürmische Wind vor ein paar Wochen – ich habe ihn hingenommen, bin ihm sogar gerne entgegen-gewandert. Er stört mich nicht, egal, wie heftig er an meiner Jacke zerrt. Würde mir im Herbst, wenn ich zwischen den Obst-wiesen spazieren gehe, ein Apfel – oder selbst fünf davon – auf den Kopf fallen, ich würde mich doch auch nicht von der Natur beworfen fühlen.

Aber diese Kälte –

Im Frühjahr, wenn die Birkenpollen fliegen: es ist ein ein-ziges Schniefen und Niesen, aber das kann mir die Freude an all den Osterglocken, den Tulpen und Hyazinthen, die ich im Garten entdecke, nicht nehmen.

Und im Sommer, wenn selbst die Kühe auf der Weide zu träge werden, um die Fliegen mit einer Kopfbewegung zu ver-scheuchen? Wenn alle klagen: Was für eine drückende Hitze! Da beschwere ich mich nicht. Gedrückt zu werden verbinde ich eher mit einer herzhaften Umarmung – sie raubt mir vielleicht für einen Moment den Atem, aber ich ergebe mich. Was sonst?

Gegen die Kälte wehre ich mich. Nichts löst so eine schlechte Laune, so einen Groll aus wie diese Kälte. Unsere Sprache ver-rät es ja schon: Kälte ist grimmig. Schneidend. Oder beissend. Sie beisst mich. Ich beisse zurück. Ich ziehe die Schultern hoch,

mein Rücken ist ein einziger Schildkrötenpanzer, hart und unbeweglich. Was natürlich nichts bringt außer Verspannungen.

Ich stelle das Rad ab, laufe den Rest des Weges zu Fuß.

Schon als Kind muss ich den Winter gehasst haben. Im Winter waren wir Kinder immer zu dünn angezogen. Wir trugen diese furchtbaren Pullover aus Polyacryl, die damals so neu, so beliebt und so billig waren. Kratzige Dinger, in denen ich fror. Einmal saß ich in einem solchen Pullover zu nah am Adventskranz, griff über die Kerzen hinweg, die Fasern am Ärmel schmolzen sofort, wurden erst heiß und wenig später fest; ein Glück, dass sie mir nicht die Haut verbrannten und verklebten. Es blieb eine harte, verklumpte, hässliche Stelle im Norwegermuster.

Und eine lebenslange Aversion gegen dieses Kunstfaserzeug.

Auch die Fäustlinge waren aus Polyacryl, unsere Mutter hatte sie mit einer langen Wollschnur aneinander gebunden und die Schnur durch die Jackenärmel hindurchgezogen, damit sie nicht verlorengelien. Ich verhedderte mich darin, blieb am Gartenzaun hängen, ein Handschuh riss ab, der andere, mit dem ich in den Schnee griff, wurde so nass und kalt, dass ich ihn auszog, um die Hände aneinander zu wärmen.

Ich kämpfe mich durch die Fußgängerzone und sehe, das gibt es noch immer: Kinder in zu dünnen Jacken, mit billigen, bunten Schals, die nicht wärmen, nicht schützen. Wer kauft so etwas noch heute? Und warum? Aus Geldmangel oder Gedankenlosigkeit?

Ich fühle mich hilflos.

Später, als ich nach Hause komme, werfe ich Mütze und Schal von mir, den ganzen Rest auch. Ein Berg von Klamotten. Ich lege mich in die Badewanne. Eukalyptus und Kiefernadelöl. Es dauert lange, bis ich wirklich wieder aufgewärmt bin.

Als ich in mein Zimmer gehe, liegt dort, auf dem Schreibtisch, ein Päckchen. Mit einer roten Schleife. Und einer Karte.

Du hast mir neue Handschuhe gekauft.

Sie sind viel dünner als die alten. Schmal und elegant. Und dennoch wärmer. Sie sind innen so weich gefüttert und mit einem hübschen Pelz gesäumt. Natürlich ist es kein echter Pelz, aber ein wunderbar weiches Material.

Über Nacht ist Schnee gefallen. Wir gehen spazieren. Auf den Gräsern sitzen weiche und luftige weiße Hauben. Sie sehen aus wie Baumwollpflanzen.

Unsere Handschuhhände greifen ineinander.

Bald ist Wintersonnenwende. Licht in Sicht.

Fünf Meditierende

Und jetzt sind wir im Urlaub. Am Meer. Noch ist es zu kühl zum Baden, es sind nur wenige Menschen am Strand. Vor uns: Fünf Meditierende, nebeneinander sitzend. Mit halb zum Himmel, halb zum Meer hin geöffneten Handflächen. Sie sehen uns nicht, wir sitzen etwas weiter weg.

Fünf Menschen in schlichten Sweatshirts und lockeren Hosen. Bewegungslos. Wie die Reihe der Palmen am Ende des Sandstrandes. Nein, ruhiger noch – vielleicht wirkt es so, weil sie den anbrandenden Wellen so nahe sind. Ihre Ruhe und Stille, so unmittelbar vor den ständigen Bewegungen des Wassers, die zugleich regelmässig und unregelmässig sind.

Dahinter die Segler.

Ein Kreuzfahrtschiff am Horizont.

Zwei Mädchen tauchen auf, laufen von rechts nach links durch unser Blickfeld. In knappen Hotpants: pralle, pfirsichfarbene Pobacken, die Bögen des ausgefransten Jeansstoffs darüber. Man kann gar nicht anders als hinsehen.

Ihr langes, sonnenhelles Haar im Wind.

Die Weite des Himmels.

Und die fünf Meditierenden sitzen noch immer. Haben gar nichts mitbekommen von der pfirsichfarbenen Pracht.

Mordinstrumente

Wieder zuhaus, gehe ich als erstes in die Drogerie. Ich laufe durch einen der vielen Gänge, da läuft mir eine knapp Dreijährige vor die Füße. Sie wedelt mit einer roten Fliegenklatsche, die sie gerade aus dem Regal gezogen hat.

„Papa, was ist das?“, fragt sie.

Jetzt sehe ich den junge Vater hinter mir. Er steht da, sieht sie an.

„Das ... das brauchen wir nicht“, sagt er.

„Was ist das?“

„Was würdest du denn damit machen?“, fragt er zurück.

Doch sie wiederholt ihre Frage, unbeirrt.

„Wozu ist das?“

Er wirkt ratlos.

„Wollen wir mal schauen, wo die Mama bleibt?“, sagt er.

„Ja.“ Sie nickt. „Wozu ist das?“

Er zögert.

Natürlich hat er mich längst bemerkt – auch wenn ich scheinbar völlig vertieft in die Auswahl der Spülschwämmchen und Topfkratzer vor mir bin. Er weiß, dass ich zuhöre und seine Antwort inzwischen ebenso neugierig erwarte wie seine kleine Tochter.

„Das ist ... also das ... damit kann man Fliegen verjagen“, sagt er schließlich.

Die Antwort, so vage sie ist, scheint das Mädchen zufriedenzustellen. Sie reicht ihm das rote Ding und greift nach einer Packung bunter Geburtstagskerzen samt Kerzenhaltern.

Der Vater legt die Fliegenklatsche zurück ins Regal.

Ich kann ihn verstehen. Er will seiner Tochter nicht erklären, dass dies ein wohldurchdachtes Mordinstrument ist. Dass sich durch das gelochte Gitter der Klatsche der Luftwiderstand so verringert, dass man die Fliegen nicht etwa mit einem Windstoß verscheucht, sondern sie mit einer schnellen, gezielten Bewegung erschlagen kann.

Er will, was Eltern überall auf der Welt für ihre Kinder wollen: Sie so lange wie möglich vor der Härte des Lebens beschützen. Ihre Unbeschwertheit bewahren.

Nicht einmal der Tod der Stubenfliegen soll seine kleine Tochter belasten.

Was für ein privilegiertes Land, in dem das möglich ist., denke ich auf dem Nachhauseweg. Was für ein privilegiertes Land, in dem wir leben. Was für ein Glück.